

(Nachdruck verboten.)

19)

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Sig.

„Auf mich kommts ja vor allem an!“ sagte das kleine breite, bleichwangige Frauenzimmer mit den zu rundlichen Fäusten geballten, kurzen fleischigen Händen und dem starken, hochgehenden Busen. „Und jetzt will ich Dir auch sagen, wie ich so darüber denke. Also von mir aus kannst Du von Stund an gehen, wohin Du willst. Ich lauf Dir nicht mehr nach und erwarte auch gar nichts mehr von Dir. Es ist ja wahr, Du bist mir von Rechts wegen keine Liebe, keine Achtung und keinen Heller schuldig. Du hast einfach genommen, was Dir — ich sag's jetzt ganz aufrichtig — angeboten wurde.“ Sie bedeckte, wie vor Scham, das Gesicht. Es war jedoch nur die Wagnis der Erwartung.

Heinrich betrachtete statt ihrer die Lampe, welche inzwischen einen grünen Schirm bekommen hatte, dann ein kleines Spind, eine zweite Kommode und das doppelte Geschirr auf dem Waschtisch. Ueber einem Stuhl hing Mareis Trauerkleid, das sie heute auf einem Gang ins Dorf getragen hatte.

„Also wahr! Wir sind somit auf Kommando zusammengegeben und ins Pferch getrieben!“ schrie er nochmals auf und bedachte sich schnell, ob er unter diesen Umständen die Nacht noch hier verbringen dürfe. Sie hatten entschieden zu ihrer schlauen Kopulation den rechten Zeitpunkt gewählt. Er war seit einigen Tagen ohne jede Barschaft und zudem durch all die Bedrängnisse seelisch so tief herabgestimmt, daß ihm keinerlei Arbeit gelingen wollte. Das sagte er nun Marei ins Gesicht zu. Auf diesen traurigen Augenblick, der ja nicht ausbleiben konnte, habe sie nur gewartet. Aber auch darin wies ihm diese eine bessere Gesinnung nach, indem sie aus ihrer Ledertasche eine ordentliche Hand voll Silber holte und ungezählt vor ihm hinlegte.

„Nimm, was Du brauchst — nimm alles! Du hast noch eine Stunde Zeit, bis der letzte Zug kommt. Pack das Aller-notwendigste zusammen — den großen Koffer schick ich Dir nach — und geh dann in den Gummischuh hinunter, damit Dich die anderen nicht hören und Du ohne Lärm und Zammer fortkommst. Für mich brauchst Du nicht zu sorgen.“

Heinrich fuhr mit weitauferrienen Augen auf sie zu.

„Ist das Dein Ernst?“

„In Gotts Namen, Heinrich,“ sagte sie schwach und streckte ihm mit gesenkten Wimpern die Hand hin. Aber schon stockten von dem tollen Wagnis ihre Pulse. Vielleicht hätte sie ihn jetzt in der Tat verstoßen ziehen lassen, obwohl sie noch stark an der letzten Hoffnung festhielt. Allein er war nur eine kurze Spanne versucht, diesen erbärmlichen Weg der Rettung einzuschlagen. Ohne sich näher zu erklären, zog er Ueberrock, Kragen, Schuhe aus, setzte sich an den Tisch, nahm ein Buch zur Hand und hielt beide Ohren zu. Hinter ihm tat Marei einen langen, leisen Atemzug; sie drückte dabei beschwichtigend beide Hände auf die Brust. Dann kleidete sie sich schweigend aus und kam hierzu nicht ein einzigmal nach vorn in den Lichtkreis. Als Heinrich sich einige Minuten später aus purer Neugier nach ihr umwandte, stand sie schon bis auf die Strümpfe nackt da und haschte gerade nach dem anderen Hemd. Zum erstenmal fiel ihm auf, daß ihr Leib rundlicher, die Brust straffer geworden war.

Marei schien hingegen seine glühenden, forschenden Blicke nicht zu bemerken. Sie rutschte auf den Knien über das bordere Bett ins andere hinein und legte sich mit einem Seufzer gegen die Wand.

Eine Stunde verging — Heinrich hielt immer noch seinen Kopf und konnte sich doch nicht mehr bewahren. Indem er die Lampe löschte, war es ihm, als blase er seinem besseren Selbst den Odem aus. Er hätte sich kaum verwundert, wenn jetzt im dunklen Fensterrahmen plötzlich Elsbeths gram- und grauenflügendes Antlitz erschienen wäre.

„Nicht eher, als bis Du mir auf Ehr' und Seligkeit versprichst, daß ich Deine Frau werde!“ wehrte Marei seine zu dringlichen Hände tapfer ab.

Es war stockfinster. Nur der Lampendocht glühte noch eine Weile und eine Wolke üblen Rauches durchzog den warmen Raum. Die beiden konnten sich kaum sehen. Doch als er Gewalt brauchen wollte, stieß sie ihn wie rasend zurück und entwichte schnell hinaus in eine Ecke.

„Versprich mir erst!“ —

In seinem Gehirn hämmerte der Teufel mit wenigstens zwölf Gesellen, doch die Krone des Lebens ging aus dieser Schmiede nicht hervor. Dazu umfing und bestach ihn die Wärme der Linnen, darauf Marei gelegen hatte.

„Ich tu's, Mareile, wenn Du mir Zeit läßt, bis ich — Du weißt ja — in einem Jahr vielleicht“ — ließ er sich vom Bett aus flüsternd vernehmen.

„Nein,“ gab sie zurück. „Aber sag mir das nach: „Ich will ein ehrloser Tropf sein“ —“

„Ich will ein ehrloser Tropf sein“ —

„Wenn ich mich nicht vor Deiner Niederkunft“ —

„Wenn ich mich nicht vor Deiner Niederkunft“ —

„Mit Dir trauen lass!“

Wort für Wort sprach er's nach, ohne jesuitischen Hinterhalt, doch unter einem betäubenden Bann, der mächtiger war, als seines Geistes zudender, flimmernder Widerstand.

„O jetzt — jetzt glaub ich Dir, Heiri!“ jubelte sie leise, ließ sich wieder von ihm tragen und nahm ihn dann so innig, so selig auf, preßte ihn so stürmisch an ihre Brust, daß er an ihrer echten Liebe nicht mehr zweifeln konnte.

Von diesem Ereignis bekam die Mutter nicht ein Sterbenswörtchen zu hören. Marei gab ihr nur in einer Art zu verstehen, die so klang wie: „Rühr mich nicht an!“, daß mit Heinrich und ihr bald alles in Ordnung sein werde. Niemand möge es wagen, ihm mit Vorhaltungen in die Quere zu kommen.

Von da an lebte das merkwürdige Pärchen wirklich ganz für sich allein. Marei versorgte ihn mit den lehrtesten Wissen, die sie aufreiben konnte, ging nie eine Stunde müßig und verhielt sich, wenn er schrieb oder studierte, bei ihrer Nachsichtarbeit so still, daß er sich nicht genug wundern konnte über diese innere Macht, die ein heißblütiges Temperament in lammfromme Geduld wandeln konnte. Auf ihre zärtlichen Bitten ging er — zwar nicht gern unter die Leute — häufig Arm in Arm mit ihr spazieren und fuhr sogar einmal mit ihr nach Treustadt ins Theater, denn in ihrem langen schwarzen Kleid sah sie nun doch beinahe fraulich, wenigstens nicht mehr so spitzbüßisch und auffallend aus. Zuweilen sprach er davon, eine Stellung als Hilfsredakteur oder einen Korrespondentenposten suchen zu wollen. Seither hörte er sie mitunter schüchtern singen, wie eine Schwalbe zwitschern, wenn sie unten in der Küche zu schaffen hatte. Aber des künftigen echten Ehestands tat sie anfänglich nur von ferne Erwähnung, etwa wenn sie so kindlich vor sich hinplauschte: „Ach Du, ich möcht' bloß wissen, wo wir in einem Jahr zusammen hausen!“ Oder wenn sie ihn neckte, was ihm lieber wäre: ein Bub oder ein Maitle? Nur zweimal ereigneten sich zwischen ihnen noch scharfe Gesechte. Das eine Mal kam sie vom Saal herauf, und Heinrich wußte gleich, daß sie irgend etwas mit der Mutter getuschelt hatte. Das genügte schon, um ihm die Galle ins Blut zu treiben.

„Was ist denn jetzt wieder im Schwang!“ gebot er der Scheublickenden zu reden.

Sie stellte zuerst einmal den rechten Fuß auf ihren Stuhl und tat, wie wenn sie einen lästigen Floh suche. Dabei sagte sie so obenhin: „Ach, es ist nur wegen dem Bertele!“ So hieß ihr Mädchen, das nun gerade ein Jahr alt war. Doch als ihr wider Erwarten nur häßliche Blicke zuteil wurden und er barsch weiterfragte, setzte sie gezwungen hinzu: „Die Mutter meinte nur, wenn wir doch einig seien, und wenn es Dir nicht zuviel werde — weil sie ja doch Jörgs Kinder auf dem Hals habe,“ —

Er ließ sie gar nicht erst ausreden, sondern ging stracks auf die Tür zu, die er sperrangelweit aufriß.

„Augenblicks wanderst Du hinunter und bringst ihr meinen Bescheid: Der Balg geh mich in alle Ewigkeit nichts an, verstanden! Und wenn sie noch ein einziges Mal davon anfangt, so werde sie's schwer bereuen müssen! Marsch, ich warte da.“

Marei huschte totenblau an ihm vorbei, kam schon in etlichen Sekunden wieder zurück und setzte sich flugs, wie auf den Mund geschlagen, an ihren Platz. Es ging schier über ihr Vermögen, nicht laut hinauszuhulen, aber sie spürte den Gewitterstoss in der Luft, und das jetzt ein einziger Wulst ihr teuer erstrittenes Glück zumichte machen konnte.

„Hast Du's ausgerichtet?“ fragte er nochmals kalt. Sie wollte ein kurzes Ja verlauten lassen, allein dabei sprang auch noch ein anderes Tor auf, und sie mußte schnell ihren Stidabschnitt vorhalten, um das sprudelnde Schluchzen zu ersticken. Dieser sklavische, kniefällige Gehorsam verletzete seine franke Seele beinahe in Ekstase; es tat ihm, dem Tiefgekniakten, wohl, die Geißel zu schwingen über der, die ihn mit unerhörten Ränken und Listen zu sich herabgezogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Lucas oder Leonardo? Cooksey oder Bode?*)

Von M. Beer

London, 20. Dezember.

Der Streit um die Urheberchaft der Flora-Büste will nicht verstummen. Auch das Waffengellir eines der aufregendsten Wahlkämpfe ertönt ihn nicht. Lucas oder Leonardo? Ist ein unbekannter englischer Bildhauer der Schöpfer des Meisterwerks oder ist es dem Universalgenie der Renaissance entsprungen? Leonardo da Vinci kennt jedermann; aber wer war Lucas?

1. Richard Cogle Lucas, Bildhauer.

Im Jahre 1800 wurde einem Tuchmacher in Salisbury ein Sohn geboren, der den prosaischen Namen Richard Cogle erhielt. In seinem zwölften Lebensjahre, nach Beendigung der Elementarschule, wurde er seinem Onkel, einem Messerschmied in Winchester in die Lehre gegeben. Dem jungen Richard war indes das Schmieden eine Nebenjade, dafür aber zeigte er viel Fleiß und Talent im Schnitzen der Messerhölzer. So mancher geschuhter Messerstiel verließ die Werkstätte von Winchester und lenkte auf sich die Aufmerksamkeit kunstsinziger Hausväter. Richard entschloß sich sodann, das Messerschmieden aufzugeben und sich der Schnitzerei und Bildhauerei zu widmen. Ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen, las und lernte er viel aus Büchern, Statuen und kirchlichen Bauwerken, besonders aber zog ihn die Antike an. Lucas ist Autodidakt im vollsten Sinne des Wortes. Er hat alles seinen Gaben und seinem außerordentlichen Fleiße zu verdanken. Möglich, daß durch eine systematische Bildung und in einer gesättigten Kunstatmosphäre seine Gaben an Kraft und Umfang gewonnen haben würden, allein seine Umgebung war ihm nicht günstig. Medaillon, Büste und kleine Reliefarbeiten in Elfenbein und Wachs waren seinem Können und Wissen am besten angepaßt. Und auch auf diesen Gebieten zeigt er tiefe Unterriede. Wo ihm die Idee durch Gemälde oder durch Marmorwerke gegeben war, dort leistete Lucas sein Bestes und Höchstes. Empfangenes auf eigene Weise verarbeiten, die Kunst der Assimilation war ihm in hohem Maße eigen, da konnte er seine ganze künstlerische Energie dem Werke widmen und ihm den Stempel der Meisterschaft aufprägen. Wo es sich dagegen um eigene Konzeptionen handelte, ist die Leistung oft geringer. Allein es waren gerade die letzteren Arbeiten, auf die Lucas stolz war; er ließ davon Photographien machen und übergab diese dem Museum. Das Album im Britischen Museum aus dem Jahre 1850 enthält vielleicht kaum ein Drittel von Lucas' Arbeiten.

Seit dem Jahre 1829—1850 stellte er in der Akademie aus. Er hat auch einige Statuen, darunter die von Dr. Johnson in Litchfield, verfertigt. Unter den Kunstwerken des Britischen Museums übten auf ihn besonders die Elgin Marbles (der Parthenon-Fries) eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, und sie veranlaßten ihn, zwei Modelle des Parthenon herzustellen, die von der Verwaltung des Museums für 12000 M. angekauft wurden. Nach Beendigung der Modelle veröffentlichte Lucas im Jahre 1845 eine interessante Abhandlung über das Parthenon, in der er u. a. sagt: „Diese Ab-

*) Die Partei Bodes ist am Ende ihrer Hypothesen. Es gibt, nachdem alle widerlegt sind, keine neuen mehr. Wohl aber bemühen sich noch einige Professoren der Kunstwissenschaft erfolgreich um den Beweis, daß sie von der Streitfrage nichts begriffen haben oder nichts begreifen wollen. Denn es kann sich nicht darum handeln, mit stilkritischen Analysen, mit denen man alles beweisen und widerlegen kann, gegen positive Tatsachen anzukämpfen. Die positiven Tatsachen liefern englische Zeugen. Wir hielten es daher für unsere Pflicht, besonders nachdem der nach England gesandte Assistent Bodes, Dr. Pöffe, bewiesen hatte, daß er zur Führung einer Untersuchung nicht befähigt sei, durch unseren mit der englischen Sprache und den englischen Gewohnheiten durch jahrelangen Aufenthalt vertrauten und in dieser Frage ganz voreingenommenen Korrespondenten eine Untersuchung und Zeugenvernehmung veranstalten zu lassen. Hier ist das Resultat.

Die Red.

handlung ... enthält 1. eine kurze Geschichte des Parthenon; 2. eine Beschreibung seiner Skulptur und seiner anderen Verzierungen; 3. eine Liste der Quellen und Autoritäten, die während der Ausführung der Modelle benutzt und zu Rate gezogen wurden; 4. einen Versuch, das Prinzip zu entdecken, das Phidias in seinen Kompositionen leitete, und einige Gedanken über den Einfluß, den die griechische Kunst auf uns ausüben müßte, um eine wahrhaft nationale Zeichen- und Bildhauerschule zu schaffen.“ Bei einem Besuche des Museums wurde Sir Robert Peel, damals Premierminister, auf die Modelle und ihren Schöpfer aufmerksam gemacht; er gratulierte ihm zu seinen Arbeiten, besonders zur Johnson-Statue. Durch Peel und andere Freunde wurde Lucas mit Lord Palmerston bekannt (ungefähr im Jahre 1845), und so weit die gesellschaftliche Kunst zwischen beiden auch war, so wurden sie nach und nach intim. Lucas, der durch und durch national war, erwieß sich als ein begeisterter Bewunderer „Pams“, den er zeichnete, schnitzte und ausbaute. Letzterer zeigte sich dem Künstler dankbar und ertwirkte ihm im Jahre 1863 eine Staatspension von 150 Pfd. Sterl. (3000 M.) jährlich. Wenige Monate darauf starb Palmerston.

Lucas hat etwa 500 Büsten, Medaillons und Reliefs verfertigt. Seine Imitationstechnik war außerordentlich. Er liebte es und verstand es auch, seinen Werken ein älteres oder gar antikes Aussehen zu geben. Mir wurde von seinem Sohne ein Relief gezeigt, was so aussah, als wäre es in einer alten Ruine gefunden worden. Lucas verehrte die alte deutsche Kunst, was er auch dadurch zeigte, daß er seinem Sohne die Vornamen Albrecht Dürer gab.

2. Lucas und Palmerston.

Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten befindet sich auch ein gedrucktes biographisches Fragment unter dem Titel „Hottio and Lottio. Palmerstoniana“ (1875). Es sind zwei längere Aufsätze. Der erste ist eine phantasievolle Erzählung der Erfahrungen von Lucas unter den Feen, worin auch philosophische und naturwissenschaftliche Spekulationen und psychologisch seine Bemerkungen zu finden sind. Lucas war Darwinianer und doch Theist. Der zweite Aufsatz enthält seine Erinnerungen an Palmerston, die sich mit unserem eigentlichen Thema insofern berühren, als behauptet wird, Palmerston habe Lucas die Florabüste zur Wiederherstellung gegeben.

Ueber seinen Verkehr mit Palmerston schreibt er: „Im Jahre 1844 machte ich in Elfenbeinschnitzerei (die Statue von Albrecht Dürer). Ich hatte bereits meine heroischen Gruppen fertig und ausgefertigt. Ich beziehe sie für mich, da meine Porträtarbeiten viel verlangt wurden. Die Klugheit sagte: bleibe bei den Medaillons — sie haben dich wohlhabend gemacht; mein Ehrgeiz sagte: suche nach Ruhm! Geld ist nichts. So dachte ich darüber nach, was ich tun sollte; wie bewirkt man sich um dieses Phantom: Ruhm? Als ich eines Tages im Britischen Museum herumwanderte, blieb ich bewundernd vor den Marmorstücken des Parthenons stehen; ich wollte die Bedeutung dieser großen Werke erfassen und wie letztere durch Phidias an das große Wanddenkmal angebracht wurden. Plötzlich kam mir der Gedanke: Hier ist deine große Gelegenheit; fertige zwei Modelle des Parthenons an; eins als Ruine, das andere wie es ursprünglich aussehen konnte.“ Lucas fertigte die Modelle an, die ihn mit Sir Robert Peel bekannt machten. Das Lob Peels und die Bemerkungen eines Freundes brachten Lucas mit Palmerston in Verbindung, die bis zum Tode des letzteren andauerte. Kunst, Politik, Sport und Religion — über alles plauderten beide, und Palmerston nahm oft Lucas' Rat an. Auch wenn Diplomaten in Broadlands (dem Landsitz Palmerstons) zu Gast waren, sah Lucas in ihrer Mitte und sprach mit. Er hatte auch große Konversationsgaben. In den „Palmerstoniana“ erzählt sein Verfasser von den vielen Wohlthaten, die er von seinem Gönner erhalten hat, aber mit keinem Worte wird der Florabüste gedacht; die Erinnerungen enthalten auch nicht die geringste Andeutung über irgend ein Kunstwerk, das ihm Palmerston gegeben hätte. Lucas hatte die Schwäche, seine Kopien oder verarbeitete, von anderen erhaltene Ideen für geringer zu halten als seine Originalwerke und Originalideen. Es ist übrigens eine bekannte psychologische Tatsache, daß Menschen gerade das am geringsten achten, was sie am besten und leichtesten tun können, während sie die minder guten und mit größeren Schwierigkeiten verbundenen Leistungen als ihr Größtes betrachten. Die bei ihm bestellte, nach einem Bilde ausgeführte Florabüste war in seinen Augen eine minder gute Arbeit als etwa das Medaillon Palmerston oder ein originales Relief. Die 40er Jahre des letzten Jahrhunderts waren die besten Jahre von Lucas. Sein Talent erreichte um jene Zeit seinen Höhepunkt. Seine griechischen Studien und sein heißes Streben, das Bleibende der plastischen Kunst mit dem nationalen Geiste Englands zu paaren und eine englische Kunstschule anzubahnen, bildeten den Antrieb und das Ideal von Lucas in jenen Jahren. Damals schuf er auch — nach der positiven Aussage seines Sohnes Albrecht Dürer Lucas — unter vielem anderen die Florabüste.

3. Der Streit um die Florabüste.

Richard Cogle Lucas starb im Jahre 1883. Fünf Jahre später wurde sein Haus „Tower of Winds“ genannt, an einen Dr. Simpson verkauft. Im Hause befand sich eine ganze Masse von Lucas' Kunstwerken, die im Verlaufe eingeschlossen waren. Unter diesen Arbeiten befand sich auch die Florabüste, die lange Jahre im Besitze der Lucasfamilie war. Nach Simpsons Tode wurde das Haus im

Jahre 1904 wieder verkauft, ebenso die Möbel und die übrigen Sachen. Eine Sammelnummer Nr. 234, die auch die Florabüste inbegriff, wurde für 5 M. an einen Mr. Mann in Southampton verkauft. Die Büste geriet sodann von einem Händler zum anderen, bis sie der Londoner Kunsthändler Murray Marks für einige Mark erwarb und sie im Katalog als „vielleicht von Leonardo da Vinci“ anbot. Der letzte Käufer war Dr. Vode, der an die 180 000 M. für sie zahlte.

Diese sensationelle Wendung gab den Anlaß zum Lucas-Leonardo-Streit. Der Mann, der die ganze Angelegenheit vor die Öffentlichkeit brachte, ist Dr. Charles F. Coofsey, Auktionator von Beruf und Archäologe von Neigung. Er ist einer der besten Kenner der Denkmale Südens und ein Mann von ernstem, ehrlichem Denken.

Was jetzt folgt, beruht auf Aussagen, die ich von Coofsey und A. D. Lucas erhielt. Coofseys Vater war ein Freund des alten Lucas, der den jungen Coofsey gern bei sich sah und ihn oft über den Wert oder Unwert von Kunstwerken belehrte. Die Familie Coofsey hatte eine hohe Meinung von der Kunst und dem Wissen des alten Lucas und sie wunderten sich nur, daß so ein Mann nicht anerkannt sei. Coofsey erinnert sich genau der Florabüste, die er bei jedem Besuche im „Turm der Winde“ sah. Als nun in den letzten Monaten die Florabüste als ein Werk Leonardos herühmt wurde, da wurde Coofsey von zwei Empfindungen ergriffen: 1. daß dem Lucas bitteres Unrecht geschehe; 2. daß Lucas also doch ein wirklich großer Künstler war. Er nahm sich deshalb vor, die Angelegenheit nicht ruhen zu lassen, bis Lucas seinen ihm in der Kunstgeschichte gebührenden Platz erhalten hätte.

Coofsey ist mit A. D. Lucas innig befreundet. Beide sah ich am 18. Dezember und unterhielt mich mit ihnen über die Florabüste. Lucas jun. steht gegenwärtig im Alter von 81 Jahren und ist Maler. Er macht den Eindruck eines grundehrlichen, einfachen Mannes, dem es einzig und allein um die Wahrheit zu tun ist. Es ist selbstverständlich, daß er das Andenken seines Vaters verehrt und von dessen Größe überzeugt ist. Um Geld handelt es sich in dieser Angelegenheit ganz und gar nicht. „Die Wahrheit wird früher oder später siegen und England wird sehen, daß es in Richard Coddle Lucas einen großen Bildhauer hatte, den es nicht anerkennen wollte und der erst durch Zufall zur Anerkennung gelangt“ — wiederholte mir Lucas jun. Trotz seines Alters ist sein Gedächtnis ausgezeichnet und er macht auch sonst nicht den Eindruck eines 80-jährigen Greises. Auf meine an ihn gestellten Fragen antwortete er mir:

„Ich erinnere mich genau der Florabüste. Ich habe, wie bei den meisten Büsten meines Vaters, den Lehm für die Form zurechtgemacht. Einiges an der Drapierung ist ebenfalls von mir, ebenso die Blume am Kopfe. Ich pflegte ihm überhaupt in untergeordneten Arbeiten zu helfen. Die Florabüste wurde im Jahre 1846 hergestellt. Der Vater erhielt den Auftrag von einem gewissen Buchanan, der ihm das Florabild mitschickte, um danach die Büste zu machen. Buchanan, der einen reichen Lüftling zum Kunden hatte, verlangte, daß die Büste möglichst lasziv in Pose und Gesichtsausdruck sein sollte. Der Vater wurde indes von dem Wilde so ergriffen, daß er die Büste nicht nach Wunsch Buchanans anfertigen konnte. Der Auftraggeber lehnte sie ab und sie blieb deshalb bei uns. Die Behauptung, daß Lord Palmerston sie dem Vater zur Reparatur gegeben hatte, ist absolut grundlos. Einfach eine grobe Lüge. Palmerston und besonders Lady Palmerston hätten eine Büste von Leonardo nicht vergessen. Mr. Tolfree, der den Deutschen dieses absurde Märchen aufgebunden hat, ist ein Lügner.“

A. D. Lucas zeigte mir sodann eine ganze Reihe seiner eigenen und seines Vaters Arbeiten, über dessen Methode er noch hinzufügte: „Sobald die Lehmform für die Büsten fertig und alles zum Guß bereit war, nahm der Vater geschmolzene Ueberreste alter Wachstergesen und Stücke alter Kleider — einmal sogar eine ganze Weste — und füllte die Form.“

Coofsey erzählte mir noch, daß es noch zwei Büsten von Lucas aus der Mitte der vierziger Jahre gibt, die unter dem Eindruck des Florabildes hergestellt wurden und dessen Einfluß deutlich tragen. „Kein einziges Glied in der Kette unserer Beweisführung fehlt, daß Lucas der Schöpfer der Florabüste ist. Wir sind bereit, unsere Beweise bis zum Tüpfelchen auf dem i einer internationalen Kommission von Fachleuten vorzulegen. Herr Dr. Vode spielt aber den Kläger, den Verteidiger, den Angeklagten und den Richter in einer Person. Mit Leuten, die sich unfehlbar dünken — mit Leuten, die in hinterlistiger Weise in Southampton herum schnüffeln, lassen wir uns nicht ein.“

Ich fragte Coofsey sodann, warum A. D. Lucas den Dr. Vode nicht empfangt. Darauf mir zur Antwort wurde:

„Dr. Vode versteht wenig Englisch. Er nahm sich als Begleiter einen berüchtigten Abenteurer, der sieben oder acht Sprachen spricht und sich als den deutschen Volkshäcker ausgab. Dieser Begleiter wollte durch Bluff zu seinem Ziele gelangen. Derartige Leute halten wir uns vom Halse. Ich stand an der Tür und stieß den Mann zurück. Der Kerl schimpfte, aber wir haben Zeugen, die sofort das Gehörte vor dem Magistrat eidlich deponierten. Dr. Vode machte den Eindruck eines harmlosen Menschen, aber sein Begleiter ist ein verdächtiger Charakter. Die Herren kamen dann noch einmal mit einer Dame, die sich Miss Reynolds nannte, —

ihren richtigen Namen hat sie wohlweislich verschwiegen. Der Erfolg der zweiten Expedition war kein besserer. Zum Glück haben sie den Tolfree gefunden, der ihnen für gutes deutsches Geld das Märchen von Palmerston zum besten gab. Wir haben Zeugen, daß Tolfree selbst an seine Angaben nicht glaubt.“

Auf meine Anfrage über die Zusammensetzung und den Schmelzpunkt des Waxes der Florabüste und anderer Lucasbüsten sagte Coofsey:

„Wir haben von Vell (vom Ashmolean-Museum in Oxford. Die Med.) genaue Analysen darüber, allein ich kann sie Ihnen leider nicht mitteilen, denn sobald sie veröffentlicht sind, wird Herr Dr. Vode erklären, das Wachs der Florabüste zeigt eine ganz andere Zusammensetzung und einen ganz anderen Schmelzpunkt, und wir könnten seine Angaben nicht kontrollieren, da wir jene Büste nicht mehr bekommen werden. Wir verlangen nichts weiter, als eine internationale Künstlerkommission, — dieser sind wir bereit, alle unsere Beweise vorzulegen. Wissen Sie, es wurde sogar festgestellt, daß Buchanan tatsächlich das Florabild im Jahre 1846 im Besitz hatte; es wurde ferner festgestellt, daß die Füllung der Florabüste Bestandteile alter englischer Kleidungsstücke enthält. Auch das Holz an der Büste ist englisch. Unser Beweismaterial ist komplett. Das merkwürdigste ist, daß ein von uns ganz unabhängiger Herr namens Whitburn als Zeuge auftritt, der, ebenso wie A. D. Lucas, mit seinen Augen sah, wie Lucas sen. im Jahre 1846 an der Florabüste nach dem Florabild arbeitete. Wir haben Augenzeugen, Dokumente, chemische und logische Beweise zu unseren Gunsten. Vode und seine Leute haben nur den Tolfree, dem auf Schritt und Tritt nachgewiesen werden kann, daß er die Unwahrheit sagt. Der Tolfree ist entweder ein Träumer oder ein Lügner. Ich habe ihm in den „Times“ seine Unwahrheiten nachgewiesen und wir haben aus seinem eigenen Munde Beweise genug, daß die Vode-Leute aus dem letzten Loch pfeifen.“ —

Coofsey legte mir ein Album mit Photographien über die verschiedenen Phasen dieses Streits vor. Auf einer Seite des Albums befand sich eine Photographie des Florabildes und eine Photographie der Florabüste. Ich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Photographie der Florabüste sich insofern von der des Bildes unterscheidet, als die erstere ein entschieden englisches Profil zeigt. Coofsey war etwas betroffen, worauf er mir die Dezembernummer des „Burlington Magazine“, der vornehmsten englischen Kunstzeitung zeigte, in dem der erste Artikel sich mit der fraglichen Wachsbüste beschäftigt und worin der Redakteur sagt:

„Der vollständig englische Charakter der linken Profilansicht (der Büste) unterstützt die Ansicht seiner (Lucas') Freunde und Familie.“ Der ganze Artikel ist vorsichtig gehalten, wobei zu bemerken ist, daß Dr. Vode zum Redaktionskomitee der genannten Zeitschrift gehört.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Coofsey sagte mir: „Wir geben zu, daß die Berliner Florabüste nicht mehr so aussieht, wie die Florabüste, die wir kannten, allein seit 1904 wurde sie von einem mir bekannten Italiener repariert, da sie fast ganz in Säuren war. Wesentlich aber ist sie dieselbe, wie ich sie beim alten Lucas und später sah.“

In wenigen Tagen erscheint darüber ein französischer Artikel in der „Revue Archeologique“.

Kleines feuilleton.

Weihnachtsgeschenke derer, die sich leisten können. Im königlichen Archiv zu Dresden findet sich unter anderem auch eine Rechnung über die Geschenke, die der Kurfürst August von Sachsen im Jahre 1572 für seine Kinder, zwei Prinzessinnen von fünf und zehn Jahren und den zwölfjährigen Prinzen Christian anfertigen ließ. Neben anderem Spielzeug bekam der kleine Prinz geschnitzte und bemalte Figuren, die eine komplette Jagdgesellschaft darstellten; es waren im ganzen 75 Stücke, Pferde, Meier, Jäger, Hunde, Schützen, Fische, Hirse, Säuen usw. Der Holzschneider bekam für jedes einzelne Stück zwölf Silbergroschen, eine für die damalige Zeit horrendes Bezahlung. Die Prinzessinnen bekamen eine vollständig eingerichtete Puppenwohnung; Töpfe, Kannen, Teller und alle Arten Geschirr und Geräte für die Küche aus Zinn, Messing und Kupfer, Tische mit Tischdecken, geschnitzte Stühle und Schränke, 36 Löffel, 40 Bratenteller, 108 Teller, 71 Schüsseln, ferner Bratpfanne, Durchschläge, Hademesser, Schere und Nähzeug, sogar Barbiermesser fehlten nicht; und neun Puppen, aufs verächtlichste gekleidet, walteten in diesem Hauswesen. — Von ähnlichem Luxus unserer oberen Behtausend berichtet dieser Tage ein Korrespondent im „Veel. Tageblatt“; es handelte sich um ein Puppenhaus, das eins der größten Spielwarenhäuser in Paris für die Kinder eines bekannten Bankiers lieferte. Das „Spielzeug“ ist vier Stockwerk hoch, 7 Fuß lang, 5 1/2 Fuß hoch und 4 1/2 Fuß tief. Es enthält 14 Zimmer, dazu Küche, Keller und eine mit Wasserleitung versehene Badesanrichtung. Alle Räume sind vollständig im vorzüglichsten Geschmack möbliert; in den Schränken befindet sich Wäsche, für mehrmaligen Wechsel ausreichend. Die Einrichtung des Salons allein kostet 120 M., Speise- und Schlafzimmer je 140 M. Das Haus bewohnten außer der herrschaftlichen Familie, ihren Kindern und Logiergästen ein ganzer Stab von Dienern, Dien-

mädchen und Küchenpersonal. Der ganze Spaß kostet die Kleinigkeit von 2400 M. — O, die armen, reichen Kinder!!! —

Kulturhistorisches.

Aus der Jugendzeit der Presse. Der französische Historiker Fund-Brentano hat unlängst in einem Buch „Figaro und seine Vorläufer“ (Paris, Hachette) lebendige Schilderungen aus der Kindheit des europäischen Journalismus veröffentlicht. Besonders Interesse erweckt das Kapitel über die „Nouvelles“, die Herausgeber geschriebener Zeitungen, die bis zur Zeit der Revolution eine bedeutende Rolle spielten. Ein 1774 zwischen einem „Chef de Nouvelles“, d. h. einem Chefredakteur und einem Redaktionssekretär geschlossener Vertrag besagt: „Der Herr Dubec wird zweimal täglich die Neuigkeiten erhalten. Er wird sie nach und nach, leserlich und Wort für Wort, ohne etwas aus eigenem hinzuzufügen, niederschreiben.“ Der Sekretär hatte die Schreiber und Kopisten aufzunehmen, wobei er große Vorsicht zu bewahren hatte. Denn das Entwinden von Nachrichten zugunsten eines Konkurrenten oder für eigene Geschäfte war sehr verbreitet. Der Sekretär hatte auch die Administrationsangelegenheiten zu verwalten und das Verzeichnis der Subskribenten, d. h. Abonnenten zu führen. Das Abonnement war sehr kostspielig. So berechnete Dubreuil 1728 das Abonnement für 4 Quartseiten mit 6 Livres im Monat, mit 12 Livres für 8 Quartseiten. Das war der Durchschnittspreis. Er machte im Jahre 144 Livres aus, nach heutigem Gelde 400—500 Franks. Nouvelles von geringerem Range gaben es immerhin erheblich billiger. Inbes wurde ein gewisser Leclerc, der bis 20 oder 30 Sols im Monat herabging, was etwa 72 Franks im Jahr entspricht, von seinen Kollegen als Schmutzkonkurrent betrachtet. Es gab aber auch Abonnenten, die bis 600 Livres jährlich — 2000 Franks in heutigem Gelde — bezahlten! Diesen Tarifen entsprechend war ein Abonnement auf die Gazetten ein Privilegium reicher Leute. Eine nicht unbedeutende Rolle spielten auch die Abonnenten im Auslande. So hatte ein gewisser Gaultier, der sein Blatt zweimal wöchentlich verschickte, Abonnenten in Florenz, Brüssel, Zweibrücken und Amsterdam. Als Abonnent wird unter anderen auch der preussische Gesandte Chambrier genannt. Immerhin konnten minder begüterte Leute die Zeitungen in den Kaffeehäusern lesen. Eine wichtige Tätigkeit, die außerordentlich viel Vorsicht erforderte, war die Zustellung an die Abonnenten. Manchmal trug der Nouvelliste sein Blatt selbst aus, wobei er in höchster Eleganz auftrat. Trotz der Gefahren, die mit dem Beruf verbunden waren, nahm die Zahl der Zeitungen ununterbrochen zu, und die Kolporteurs schossen aus dem Boden. Gegen Ende des Ancien Regime, besonders während der Halsbandaffäre, wimmelte es von neuen Blättern. Alle Veröffentlichungen der Herausgeber und Austräger waren wirkungslos. Die Sprache der Zeitungen war oft von rücksichtsloser Kühnheit. Die Redakteure scheuten sich nicht, der feudalen Kundschaft, der sie dienten, den Haß und die Verachtung, die das auf die Revolution hinarbeitende Bürgerium den Privilegierten entgegenbrachte, fühlbar zu machen. Ihre Nachrichten gewannen sie teils selbst, indem sie alle Orte aufsuchten, wo die vornehme Gesellschaft verkehrte, oder sie bedienten sich allerhand Zuträger, unter denen die aus der Bedientenwelt eine große Rolle spielten. Es gab aber auch Reporter, die regelmäßige Bezahlung empfingen. So erklärt 1670 Seubert de Vostel in einem in der Bastille aufgenommenen Verhör: Ich habe Leute, die mir täglich ihre Ernte an Neuigkeiten abliefern. Ich zahle dem einen 5 Livres im Monat, dem andern 40 Sols. Die materielle Situation der Redakteure war keineswegs glänzend. Vielfach waren es Deklassierte, entlassene Offiziere, aus der Kute gesprungene Geistliche, brotlose Studenten, sogar öffentliche Schreiber. Diese dienten aber hauptsächlich als Kopisten. Merkwürdig ist, daß auch Frauen als Herausgeberinnen von Zeitungen genannt werden. Eine von ihnen, Frau Laboulaye, deren Ehemann Sergeant bei den französischen Garben war, wechselte immerzu ihren Wohnsitz, um der Polizei zu entgehen. Marie Mongeard, eine junge Frau von 24 Jahren, war Wäscherin von Veruf. Frühzeitig verwitwet, ernährte sie ihre zahlreiche Familie durch Herausgabe einer Zeitung. Sie beschäftigte 6 Kopisten, was ein gewisses Prosperieren der Unternehmung bezengt. Auch sie wurde schließlich in Haft genommen.

Naturwissenschaftliches.

Einen interessanten Vortrag über „Die Psychologie der Insekten“ hielt am 17. Dezember im Wissenschaftlichen Verein Professor zur Strafen aus Leipzig. In formvollendeter Weise verstand er es, die für den Laien frappantesten und psychologisch interessantesten Tatsachen aus dem Leben und Treiben der uns in so mancher Beziehung geistig ähnlich erscheinenden, staatenbildenden Insekten (Termiten, Ameisen, Bienen) darzustellen. Es war wirklich ein hoher Genuß, den prächtigen lebenswarmen Schilderungen, bei denen auch der Humor zu seinem Rechte kam, zu lauschen. Nicht zustimmen können wir aber den theoretischen Folgerungen Strafens, die in der Behauptung äpfelten, daß den Insekten, wie übrigens auch allen anderen Tieren keine Intelligenz eigen sei und daß alle sogenannten intelligenten Handlungen der Tiere rein physiko-chemisch, ohne Heranziehung psychischer Faktoren, erklärt werden könnten; ja auch die menschliche Intelligenz enthalte höchst wahrscheinlich keinen einzigen psychischen Faktor.

Gewiß ist ja nun, daß die ältere Tierpsychologie allzusehr schwärmerisch mit der Benutzung der Begriffe Ueberlegung und Urteil bei der Erklärung tierischer Handlungen umgegangen ist, daß sie allzuoft unter Verletzung des auch in der Wissenschaft für die Verwendung von Hypothesen gültigen Sparfamkeitsgesetzes tierische Handlungen, deren Charakter als reine Reflex- oder Instinkthandlung heute einwandfrei nachgewiesen werden kann, als Intelligenzhandlung gedeutet hat. Gegen eine derartig unwissenschaftliche Erklärungsweise konnte nicht scharf genug Front gemacht werden. Es bedeutet aber ein Verfallen ins entgegengesetzte Extrem, wenn man aber alles Psychische weglegnen und alle tierischen Verrichtungen durch Kräfte der anorganischen Natur erklären will; das geht einfach nicht, es bleibt da ein unerklärbarer Rest übrig, und das ist eben das rein Psychische, das dann nun, da es nach Strafens Meinung in den Lebewesen nicht vorhanden sein soll, der Natur selbst beigelegt wird. Strafen sprach z. B. wiederholt von „der Absicht der Natur“, die diese oder jene zweckmäßige Einrichtung geschaffen habe, er sprach ferner von den Instinkten als von „plannmäßig vorgeesehenen Einrichtungen der Natur“, er deutete die gleiche Gesinnung an durch die Redewendung, „die Natur konnte Bedacht darauf nehmen“, usw., kurz er muß das den Insekten abgesprochene Psychische doch irgendwo unterbringen, irgendwo mit in Rechnung ziehen. Wie gefährlich nun seine Methode der Unterbringung des Psychischen ist — man sehe statt Natur: Gott und der alte Schöpfungsglaube ist wieder in seine Rechte eingesezt — das näher darzulegen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Auch für die Tierpsychologie liegt die Wahrheit in der Mitte zwischen den beiden Extremen, der alten den Intelligenzbegriff vielerorts unnötig anwendenden Richtung und der neuen den Tieren jegliche Intelligenz ableugnenden streng mechanistischen Theorie. Sie ist unserer Meinung nach etwa in der Richtung zu suchen, wie sie fereil in seinen tierpsychologischen Arbeiten eingeschlagen hat, der die Meinung vertritt, daß dort, wo wir ein Gehirn, also Zentralnervensystem, vorfinden — und die Insekten haben ein solches — wir, wenn auch nur durch Analogieschluß von uns selbst aus, unbedingt verpflichtet sind, ein Psychisches als Funktion dieses Organs anzunehmen.

Volkskunde.

Weihnachtsgebäude. Ein Fest ohne Kuchen, ohne ein besonderes besseres Gebäck, ist für viele kein Fest. Kuchen und andere Süßigkeiten sind für unsere Feste typisch. Besonders gilt dieses für Süddeutschland. Eine besondere Stellung nimmt das Weihnachtsfest ein, indem es einige spezielle Festgebäude besitzt, den Lebz- bzw. Pfefferkuchen und die Weihnachtsstolle. Diese Kullengebäude, denn um solche handelt es sich hier, haben ein ehrwürdiges Alter. Schon in der germanischen Mythologie spielen sie eine hervorragende Rolle. In der Regel waren es Seelenopfer, d. h. sie waren den Geistern der verstorbenen Sippenangehörigen gewidmet. Das Tieropfer wurde durch das Brotopfer ersetzt. Ja, gewisse Formen und Bezeichnungen alter, bis auf die heutige Zeit erhaltene Gebäckbrote bringen Andeutungen über in grauer Vorzeit auch bei den Germanen übliche Kindsoffer, die später durch entsprechend geformte Gebäude wie z. B. den „Rubenschenkel“ ersetzt werden. Diese Opferpeise wurde gemeinsam aufgebracht. Zu dem Mahl wurden die Seelen (Maren) der Verstorbenen geladen. Das Sippenopferbrot war durch die Teilung kenntlich. Solche Formen stellen unter anderem der noch heute bekannte „Seelenzopf“, hin und wieder auch fälschlich „Zudenzopf“ genannt, und der Vorleis- oder Wurlartsweden dar. Letzterer ist ein sehr langer schmaler Keil oder Bwiad mit Teilsfurchen und wird am Wurlartsmarkt (Dienstag nach St. Wurlhart) als Patenbrot geschenkt.

Die Zusammensetzung der verschiedenen Kullengebäude wurde durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmt, so z. B. die herbstlichen Gebäude durch den Obst- und Honigvorrat. Daher erklärt es sich, daß der Honigkuchen gerade auf dem Weihnachtsfest so beliebt ist. Hinzu kommt noch, daß der Honig schon in den frühesten Zeiten, auch bei anderen Völkern, als Heilmittel, als Labstoff galt, der Dämonen vertrieb. So entstand aus Labkuchen Lebkuchen. Besonders in den Klöstern befahte man sich viel mit der Herstellung der Lebkuchen, wohl weil hier infolge des Wachstums der Kirche die Bienenzucht sehr gepflegt wurde und darum viel Honig vorhanden war. Weiter gehörten zu den spezifischen Weihnachtsgebäuden jene Gebilde, die man als oberflächliche Stollen, Hamburger Klöben oder in Westfalen als Stutenbrot kennt. Dem Sinn wie der Form nach haben wir es hier, wie Dr. M. Höfler vor einigen Jahren in einer Arbeit über das St. Michaelsbrot darlegte, mit einem nach unseren heutigen Anschauungen als obson geltenden Gebäckbrote zu tun. Der Name Stutenbrot deutet schon darauf hin, daß es sich hier um die Nachbildung eines gewissen Teiles des weißlichen Pferdes handelt. Der gespaltene Stollen bedeutet das Fruchtbarkeitsymbol. Es wurde als Opferbrot den die Fruchtbarkeit beeinflussenden Geistern und Gottheiten dargebracht. Während früher diese Gebilde auch am Michaels- und am Nikolaustag geschenkt wurden, war die Kirche besorgt, diesen Brauch immer mehr auf Weihnachten zu beschränken. Sicher in der Absicht, den heidnischen Ursprung zu verwischen.